Ein Kriegscorrespondent im Unterrock.

Wir bitten Lady Florence Dixie demüthiglich um Verzeihung, wenn wir ihr mit der Ueberschrift Unrecht thun. Wir nennen Ihre Ladyship einen Kriegscorrespondenten im Unterrock. Zum Ersten wissen wir durchaus nicht, ob Lady Florence sich noch mit diesem altmodischen Kleidungsstück ausstaffirt. Ist sie ein Mitglied der Gesellschaft für Kleiderreform, so hat sie schon längst vom Unterrock Abschied genommen und hält sich an the divided skirt, eine Kreuzung zwischen Hose und Unterrock, wofür uns das Wörterbuch keinen Ausdruck gibt. In ihrem „Ritt durch Patagonien" erzählt sie uns in drolliger Ungenirtheit, wie sie mit gespreizten Beinen zu Pferde sitzt; aber in ihrem neuesten Buch bleiben wir über diesen Punkt ohne Aufschluß. Lady Florence hat weder Pulver gerochen noch Kanonengebrüll gehört. Und wenn sie das unheimliche Pfeifen einer Flintenkugel am Kopfe vorbei hörte, so war dieselbe nicht einem Feinde des Vaterlandes, sondern der dicken Stirn eines Schlachtochsen bestimmt, von dem die edle Dame am folgenden Tage ein saftiges Beefsteak zu kosten, nein zu verschlingen hoffte. Vom Kriege hat die schöne Korrespondentin kaum das Schwanzende zu sehen gekriegt. Aber ihre Absicht war gut, und gut gemeint. Sie wollte erst dem fernen Nordwesten Nordamerikas einen Besuch abstatten; die Behringsstraße sollte überschritten und die arktische Küste des Tuski-Landes durchstöbert werden. Dort wollte die edle Dame sich von dem Ennui und der Unnatur unserer stolzesten Aristokratie erholen. Da brachen Donnerschläge aus der Kriegswolke, welche seit Jahren über den britischen Besitzungen in Südafrika hingen. Die Boeren im Transvaal hatten das britische Joch abgeschüttelt; die Schilderhebung der holländischen Bevölkerung fand die englischen Garnisonen ebenso unvorbereitet, als die englische Regierung, und Sir George Colley, der zeitweilige Gouverneur von Natal, eilte mit ungenügenden Truppen gegen die Insurgenten. Der Rest ist ein trauriges Kapitel der neuesten Geschichte. Lady Florence änderte ihren Plan; sie wollte beim Dreinschlagen zugegen sein. Sie wollte den Verwundeten auf dem Schlachtfeld ihre Hülfe angedeihen lassen. Zu diesem Zwecke — man merke die Logik — ließ sie sich vom fashionablen Redakteur und Eigenthümer der fashionablen „Morning Post" als Kriegscorrespondent accreditiren und eilte im „Marwick Castle" nach dem fernen Südafrika. Aber bei ihrer Ankunft in der Kapstadt erreichte sie die Schreckensnachricht von der blutigen Affaire auf dem Majubahügel, wo der tapfere aber tollkühne General Colley die vielen begangenen Fehler mit seinem und seiner Soldaten Herzblut gesühnt hatte. Sobald thunlich, reiste sie nach der Kolonie Natal, wohin in fieberhafter Hast die englischen Militärbehörden jeden verfügbaren Soldaten absandten. Aber die Frau Correspondentin war nicht weit landein gedrungen, als ihr die unwillkommene Nachricht zukam, daß Sir Evelyn Wood in Neil's Farm mit den aufrührerischen Boeren einen „ehrlosen Frieden" abgeschlossen hatte.

Mit der Kriegscorrespondenz war es damit vorbei, und die enttäuschte Dame, welche schon von aufregenden Schlachtbulletins geträumt hatte, gibt ihrem Ekel und ihrer Abscheu über die Entehrung der britischen Flagge durch Mr. Gladstone's Regierung unverhohlen Ausdruck. In Anbetracht der Umstände kann man der guten Dame einige starke Worte nicht übel nehmen. Doch besitzt Lady Florence genug englischen Humor, um gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Wenn es nicht möglich ist, unter dem Schatten des siegreichen „Union Jack" ins wüst gelegte Transvaal zu marschiren, so benütze man die treffliche Gelegenheit der militärischen Promenade nach Pretoria zu einem wochenlangen Picknick im Veldt. Das ist es, was Lady Florence that. Sie besuchte die verschiedenen Schlachtfelder mit den zahlreichen Soldatengräbern, jammerte über das nutzlos vergossene britische Blut am Ingogoflusse, vergoß eine patriotische Thräne auf den steilen Höhen des Majubahügels und ritt dann, so oft es thunlich war, mit militärischer Begleitung nach Potchefstrom und Pretoria, wo damals die gemischte Commission unter Sir Hercules Robinson die künftigen Beziehungen zwischen den Boeren und der britischen Krone ordnete; von da wieder zurück nach „Heidelberg", Standerton und in die britische Colonie Natal. Ihre Beschreibung dieser Route ist höchst lebhaft, wenn auch ihre Abenteuer in Folge der friedlichen Lage des Landes nicht so aufregend sind, als sie gehofft hatte. Sie hatte Verwandte unter den Offizieren und lobt diese; aber für die gemeinen Soldaten hat sie nicht viel Sympathie. Und darüber kann man sich kaum wundern. Die Soldaten, welche unter General Carey und Wood den Feldzug mitmachten, waren meistens junge Rekruten, Schwächlinge, welche den Strapazen nicht gewachsen waren. „Wir brauchen erprobte Männer, um Englands strebendem Namen Ehre und Ruhm zu verschaffen; wir brauchen Knochen und Muskeln, um Englands Schlachten zu fechten; und wir haben Unkraut und Schwächlinge in die Uniform gesteckt." Aber körperliche Schwachheit scheint nicht die einzige Untugend der britischen Soldaten zu sein. Auf ihrer Rückreise traf sie mit einem Detachement unter Oberst Curtis zusammen. Ein Boer kam und beklagte sich, daß die Rothröcke in sein Farmhaus eingedrungen wären und dasselbe rein ausgeplündert hätten. Der Oberst ließ sofort alle Zelte untersuchen, alle Hafersäcke öffnen. Und richtig kam der Plunder zum Vorschein. Ein tapferer Krieger hatte eine geschlachtete Sau zwischen den Wollendecken, ein anderer hatte sich eine Flinte (!) angeeignet. Ein flotter Husar war im Besitz eines Assortements Weiberkleider. Gestohlene Messer, Gabeln und Löffel kamen ebenfalls aus dem Versteck hervor. Es war ein wahrer Jahrmarkt. Der Boer kam übrigens nicht zu kurz. Er erhielt eine Entschädigung von 40 Lstr. und sein Plunder wurde ihm obendrein zurückgegeben. Die diebischen Soldaten dagegen kamen in Arrest.

Aber mit dem Besuch in Pretoria war das Programm der unternehmenden Dame keineswegs erschöpft.

Lady Florence hatte dem gefangenen Cetewayo in Onde Molen, bei der Kapstadt, versprochen, das Zululand zu besuchen; da dieses jedoch nach der Rückkehr aus dem Transvaal nicht thunlich war, wurde ein fliegender Besuch nach den Diamantfeldern in Kimberley ausgeführt. Noch vor fünfzehn Jahren war Kimberley ein ausgedehntes Veldt, mit einer Farm hie und da: 1857 jedoch fanden die Kinder des holländischen Farmers Jacobs einen glänzenden Stein, der ihnen lange Zeit als Spielzeug diente. Ein Reisender wollte der Farmersfrau den sonderbar aussehenden Stein abkaufen; sie spottete über diese Zumuthung und schenkte ihm denselben. Er kam in die Hände des Doctor Atherstone in Grahamstown, der ihn als einen echten, einundzwanzig Karat wiegenden Diamanten erkannte. Er wurde für zehntausend Mark verkauft. Das war der Anfang der Entdeckung und Ausbeutung der Diamantenlager in Kimberley. Aber das Bild, das Lady Florence von diesem Eldorado in Südafrika zeichnet, ist in keiner Weise erbaulich. Sie beschreibt in seltsam kontrastirender Zusammenstellung die Diamantengruben, das öffentliche Spital und die Gefängnisse. Die Gier, in schnellen Besitz der Schätze der Erde zu gelangen, hat Alle ergriffen, selbst die Kaffern, deren Ehrgeiz darauf ausgeht, mit dem leicht erworbenen Geld Gewehre und Munition zu kaufen, um dem weißen Mann mit tödtlicher Waffe entgegentreten zu können — ein eitler Traum; denn der weiße Mann, mit oder ohne Europens übertünchte Höflichkeit, ist der Herr der Welt. Ueber die schwarzen Arbeiter in den Gruben muß eine scharfe Aufsicht geführt werden; die Versuchung, die Diamanten zu entwenden, ist sehr groß. Obschon vermuthlich die werthvollsten Edelsteine schon längst aufgefunden sind, so sind gleichwohl die Gruben noch jetzt sehr ergiebig. Der Aufseher einer Grube gab Lady Florence ein paar Häufchen Erde zu durchsuchen, und innerhalb einer halben Stunde förderte sie zwanzig bis dreißig mittelgroße Diamanten zu Tage, von denen einige trefflich gestaltet waren. Der Aufseher machte ihr einen Diamanten zum Geschenk, aber er ging auf der Rückreise verloren. Nun zum Spital. In einem elenden Gebäudekomplex, wo Wind und Regen ungenirt Eingang fanden, lagen schwarze und weiße Patienten in großer Menge. Die Kaffern mußten sich mit einem scheuerartigen Hinterhaus zufrieden geben. Auf Matratzen lagen sterbende und todtkranke Patienten. Ein blinder Kaffer lag seit zwei Jahren in diesem elenden Loch und sein Wunsch, zu seinen Eltern nach Moritzburg gesandt zu werden, wurde von der Regierung nicht erfüllt, weil die Unkosten zu hoch waren. Wenn er jetzt im elterlichen Haus ist, so verdankt er seine bessere Lage der edelmüthigen Lady. Neben diesem Patienten jammerte ein Elender, dem am selben Morgen Arme und Beine waren amputirt worden, aber keine helfende Hand befeuchtete die brennenden Lippen des zum Tode Erkrankten. Ein alter Mann und seine Frau waren die einzigen Wärter in diesem Spital. Sie hatten anderwärts zu viel zu thun, um sterbenden Kaffern die letzten Lebensstunden zu erleichtern. Einen nicht weniger traurigen Anblick gewährte das Staatsgefängniß. Eine Menge Gefangener, Männer und Weiber, einige den besten Ständen angehörend, saßen dort verurtheilt für Diamantdiebstähle oder unerlaubten Handel in edeln Steinen. Auch zwei Häuptlinge des Kafferkönigs Sekukuni befanden sich dort, würdevolle Gestalten. An Mördern fehlte es auch nicht. Und angesichts der Gier nach Gold, welche Weiße und Schwarze ergriffen hat, kann man sich nur wundern, daß Mordthaten nicht häufiger vorkommen. Auf der Reise nach Kimberley, zwischen Bethlehem und Winburg, wurden die Passagiere des Postwagens bewaffnet. Wenige Stunden vor ihrer Ankunft im letztgenannten Ort, war ein junger Mann ermordet worden. Er hatte unvorsichtiger Weise im Wirthshaus ausgeplaudert, daß er zweihundert Pfund bei sich führe. Unsere Reisenden trafen das reiterlose Pferd an, das seinen Weg nach dem Stall nahm. Der Leichnam wurde nicht aufgefunden. Das Veldt ist groß, und die Polizei gab sich nicht die Mühe, Nachforschungen anzustellen, die sicherlich resultatlos bleiben würden.

Nach ihrer Rückkehr von Kimberley konnte Lady Florence den letzten Theil ihres Programms ausführen. Sie besuchte in der Begleitung des Sir Evelyn Wood das verwaiste Zululand. Das war zur Zeit, als die von Lord Wolseley eingesetzten Duodezkönige, die vormals von Cetewayo ausgeübte Königswürde unter sich theilten. Hier notiren wir, zur vollen Würdigung des Charakters der edeln Dame, ihre Ansichten über Gladstone's Politik gegenüber dem Transvaal und dem Zululand. Während sie über das englische Cabinet die Schale ihres Zornes ausgießt, weil es den Boeren die geraubte Unabhängigkeit zurückgibt, schleudert sie gegen dasselbe Cabinet die bittersten Worte, weil es nicht schnell genug dem gefangenen Cetewayo die geraubte Krone restituirt. Das sind Widersprüche, welche sich Politiker zu Schulden kommen ließen, die nicht, wie Lady Florence, in ihren Bewegungen durch Unterröcke genirt sind. Lady Florence hatte einmal an Cetewayo, dem schwarzen Fürsten, den Narren gefressen, weil er schwarz war; während sie den dummen, halsstarrigen, groben Boeren keine gute Seite abgewinnen konnte. Doch war kein Boer ihr gegenüber so grob, als sie selbst ihnen gegenüber war, obschon ihr einmal eine Boerfrau die Thüre vor der Nase zuschlug. Erzählt sie uns doch selbst, daß sie im Transvaal, in Heidelberg, den Belagerer von Potchefstroom, Cronje, so lange auf dem offenen Markte angestarrt habe, bis dieser tapfere Soldat vor ihren rollenden Augen das Feld räumte! Das kann nur eine englische Lady (mit dem großen L) sich erlauben! Doch zurück ins Zululand. Der Marsch oder besser Ritt durch dieses zweite „Land des Unglücks" war in vieler Hinsicht eine Wiederholung der Tour durch das Transvaal, außer daß das anhaltende Regenwetter die elenden Straßen noch bodenloser als gewöhnlich machte und ein tückischer Nebel oft alle Aussicht verdarb. Im Uebrigen hielt sich die Dame an die Eskorte des britischen Generals und schlug wohlweislich, so oft es sich thun ließ, ihr Zelt in der Nähe des Furgon auf, wo die Lebensmittel geführt wurden. Was Lady Florence im Zululand suchte, ist nicht so leicht zu sagen. Antilopen jagen konnte sie dort wenigstens nicht, und persönliche Abenteuer ließen sich mit dem besten Willen nicht auftreiben, es sei denn, man rechne das Steckenbleiben im Schmutz als eine Merkwürdigkeit. Doch halt! Einer der Kupferstiche mahnt uns, daß auch das Zululand der Lady die erwünschte Aufregung nicht vorenthielt. Ein Maulesel stahl ihr Nachts den Brodsack aus dem Zelt! Aber er war diesmal an den Unrechten gekommen. Auf springt die unerschrockene Dame, ergreift einen Stock, rennt dem diebischen Vieh und seinen Gefährten nach — ohne ihre Reitstiefeln und Strümpfe blos in einen Ulster gehüllt — jagt dem Thiere den Sack ab und trägt ihn im Triumph ins Zelt zurück. Nachdem man Schlachtfelder besucht und an Gräbern geweint hatte, — auch das Marmorkreuz an der Stelle, wo der Prinz Louis von einem Zulu-Assegai getödtet wurde, erhielt ihren Thränentribut — war Lady Dixie des Zululandes müde und machte sich an die Rückreise nach dem Tugelafluß, gefolgt von dem Diener Tom und Blobbs! Ja wer ist Bloobs? Das ist My Lady's Lieblingshund, dem auf dem Marsche die mühsame Aufgabe zufiel, zwischen seiner Herrin und dem Proviantkarren durch beständiges Hin- und Herlaufen Fühlung zu behalten, wofür das artige Thierchen das beneidenswerthe Vorrecht genießen durfte, in kalten Nächten seiner Herrin zarte Füße mit seinem zottigen Pelz warm zu halten. Jawohl, englische Damen haben ihre Hausthiere am Herzen, und am Tugelaflusse ritt My Lady ohne Zaudern in den hochgeschwollenen Strom, um ihrem „Blobbs", den die reißenden Wellen flußabwärts trugen, das Leben zu retten. Wie du mir, so ich dir. Dann gings zurück nach der Kapstadt, zu einem letzten melancholischen Besuch in Oude Molen, wo damals Cetewayo seine Ungeduld mit schwachen Hoffnungen nährte; und nach einer neun Monate dauernden Abwesenheit trug sie der Dampfer, mit Tom, Punch, Nancy und Blobbs nach England, aus dem „Land des Unglücks" weg. Im Laufe ihrer Beschreibung hat sie an der Politik englischer Staatsmänner viel auszusetzen gehabt. Eines sollte sie jedoch trösten. Hätten Disraeli und Gladstone ihren Rath immer befolgt, so hätte eine drollige Dame die Gelegenheit eingebüßt, ein recht drolliges Buch zu schreiben.

C. C. Schardt.

Der Hofgärtner.

Von Georg v. Stolp.

Der rauhe Herbstwind pfiff und die Sommerresidenz Pillnitz und die gelben Blätter tanzten bereits in den langen Alleen des Schloßparkes, und noch war August der Starke, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, nicht nach Dresden übergesiedelt, sondern bewohnte noch immer seine Sommerfrische. Inzwischen begann in dem prächtigen und vergnügungssüchtigen Dresden bereits die Wintersaison mit ihren Bällen, Concerten, Opernaufführungen, Caroussells und Lustbarkeiten aller Art, deren Mittelpunkt und Leben gebendes Prinzip König August sonst zu sein pflegte; in diesem Jahre aber schien es, als sei er der Zerstreuungen überdrüssig und wolle gar nicht an den Freuden der Saison theilnehmen.

Die Leute in Pillnitz sowohl, wie in Dresden steckten darob verwundert die Köpfe zusammen und munkelten von allerlei unangenehmen Vorfällen, die in Warschau passirt sein sollten, ja, man sprach sogar von Rebellion der polnischen Magnaten und der Hinrichtung des Hauptschuldigen.

Ganz so schlimm lagen die Dinge nun zwar nicht, aber immer schlimm genug, um dem König die gute Laune völlig zu verderben. König August war bei seinem letzten Aufenthalte in Warschau mit dem übermüthigen und stets aufsässigen polnischen Adel in ernste Conflikte gerathen, deren Folgen sich noch nicht absehen ließen. Besonders waren drei der Unbotmäßigen, die beiden Grafen v. Solenky und der Graf v. Romansky, nur durch Anwendung der schärfsten Gewaltmaßregeln zum Gehorsam zurückzubringen gewesen, und entwickelten jetzt, nach zuverlässigen Nachrichten, unter ihren Standesgenossen eine lebhafte agitatorische, dem König feindselige Thätigkeit. Seit etwa vierzehn Tagen waren sie obendrein aus ihren Schlössern verschwunden, und Niemand wußte, wohin sie sich gewandt. König August befand sich daher in steter Aufregung, fürchtete jeden Augenblick die Kunde von einer in Polen ausgebrochenen Empörung zu erhalten und empfand begreiflicherweise unter diesen Umständen wenig Lust, sich an den Vergnügungen in Dresden zu betheiligen.

Der König war indessen nicht der Einzige, der in Schloß Pillnitz trübe und mißmuthig vor sich hinblickte. Unten in den Parterreräumen, wo die Bediensteten des Hofes ihre Wohnungen hatten, saß in einem mit Hirschleder ausgeschlagenen Lehnstuhle der Hofsilberbewahrer, Herr Christian Birklaub, in übelster Laune. Auch ihn plagen Sorgen, freilich nicht solche, welche ein Königreich betrafen, sondern nur solche, bei denen es sich um das Regiment in seiner Familie handelte. Er hatte es immer straff und sicher gehandhabt, Zucht und ehrbare Sitte aufrecht erhalten, und nun auf einmal versuchte seine Tochter Clementine ihre eigenen Wege zu gehen. Das war unerhört. Die Thörichte hatte es gewagt, hinter dem Rücken des Vaters ihr Herz zu verschenken, noch dazu an einen ganz armseligen Gärtnerburschen, der mit einem Bündelchen Sachen in Pillnitz einmarschirt kam und völlig mittellos war. Ein schmucker Bursche war er ja, dagegen ließ sich nichts sagen, auch tüchtig in seinem Geschäft, wie der alte Hofgärtner versicherte, aber das änderte nichts an der Sache, denn er blieb darum doch immer ein armer Schlucker, dem der Hofsilberbewahrer Christian Birklaub nun und nimmermehr seine einzige Tochter zur Ehe geben konnte.

Bis hierher war der entrüstete Vater gerade mit seinen Gedanken gelangt, als sich die Thür öffnete und Clementine hereintrat.

„Nun," rief ihr Birklaub entgegen, „wie steht's, bist Du noch immer nicht zu Verstande gekommen?"

Das Mädchen wurde roth bis über die Schläfe und schlug die großen blauen Augen nieder. „Nein, Vater," sagte sie leise, aber fest.

„Nein? Ist das eine Antwort für ein Kind, das den schuldigen Respekt vor einem Vater hat? Ist das der Dank für die Liebe, mit der ich Dich groß gezogen und gehütet habe bis heute?"

„Aber, lieber Vater! Bist Du in dieser ernsten Sache, die mein Lebensglück betrifft, nicht vielleicht zu hart —"

„Zu hart? Ei, seht mir doch!" polterte der Alte. „Ich habe sechzig Jahre die Welt mit offenen Augen angesehen, weiß, wie es darin zugeht und habe oft genug erfahren, was es nachher für einen Jammer gab, wenn ein junger Mensch, der nichts hatte, leichtsinnig darauf los heirathete. Das Elend will ich Dir ersparen."

„Du hast mir schon oft gesagt, „Du hättest für mich gesorgt und würdest mir einst ein anständiges kleines Vermögen hinterlassen."

Das schien den Alten auf's Höchste aufzubringen, zornig sprang er aus seinem Stuhle empor. Also auf meinen Tod wartet ihr schon? Ihr wünscht womöglich, ich segnete heute schon das Zeitliche!"

„Vater!" rief Clementine schluchzend, „wie kannst Du so etwas denken!"

Er wandte sich ab, sie aber ergriff seine Hand, die er ihr in dem Gefühle, zu weit gegangen zu sein, willig überließ, und Clementine fuhr bittend fort: „Liebster Vater, bedenke doch, es ist ein ordentlicher, braver Mensch, und ich liebe ihn mehr als mein Leben. Er möchte heute noch einmal mit Dir reden; höre ihn an, weise ihn nicht ohne Weiteres rauh ab. Ich bitte Dich von ganzem Herzen darum."

Birklaub konnte den flehenden Worten nicht widerstehen. Ein „Nein" lag ihm zwar auf der Zunge, doch er vermochte es nicht auszusprechen. Clementine nahm sein Schweigen für Zustimmung, drückte einen dankbaren Kuß auf seine Hand und eilte davon. „Es ist doch ein schweres Stück, mit Weibsleuten fertig zu werden," murmelte der Alte, während er im Zimmer auf und ab zu gehen begann. Schon nach wenigen Schritten blieb er wieder stehen, denn es pochte an die Thür und auf sein „Herein!" trat der Gärtnerbursche Werner Thalau in's Zimmer, ein junger, wohlgebildeter Mann und, wie sein Auftreten zeigte, von guten Manieren. Der Alte musterte ihn mit einem scharfen Blick und erwiderte seine höfliche Verbeugung nur mit einem kurzen Kopfnicken.

„Weiß schon, warum Ihr kommt," rief er barsch. „Hättet Euch den Weg ersparen können."

„Das würde für mich und Eure Tochter ein großer Schmerz sein, Herr Hofsilberbewahrer", versetzte der junge Mann. Sie hat mir, dem schlichten Gärtner, ihr Herz geschenkt und mich dadurch hoch beglückt. Durch Ihren Widerspruch würden Sie alle unsere Hoffnungen natürlich gänzlich vernichten."

Der Alte blickte ob dieser ruhigen Rede verwundert darein; er hatte einen stürmischen Liebhaber erwartet und sah sich einem besonnenen Mann gegenüber, der leidenschaftslos seine Sache vortrug. Seine Entgegnung war daher auch höflicher, als er beabsichtigt.

„Es thut mir leid, Euch enttäuschen zu müssen", sagte er. „Doch kann ich's nicht ändern; alles weitere Reden ist überflüssig."

„Das kann Ihr Ernst nicht sein, Herr Hofsilberbewahrer", entgegnete Werner, ohne sich abschrecken zu lassen. „Ich möchte Sie noch einmal recht herzlich bitten, nicht so kurzer Hand eine Entscheidung zu treffen, die Sie vielleicht später bereuen werden."

„Derartige wohlweise Warnungen behaltet hübsch für Euch, ich bin alt genug, um keiner Belehrung von einem jungen Menschen, wie Ihr seid, zu bedürfen. Zudem sage ich Euch noch einmal, ich gebe meine Tochter keinem Habenichts, keinem Handwerksburschen, der so dahergewandert kommt mit seinem Bündelchen und von dem man weder weiß, wo er das Licht der Welt erblickt, noch was er für eine Vergangenheit gehabt. Die Tochter des Hofsilberbewahrers Birklaub kann höhere Ansprüche machen. Da habt Ihr meine Antwort kurz und klar und ich kann Euch nur rathen, Euch danach zu richten, damit Ihr nicht schneller, als Euch lieb ist, wieder von dannen ziehen müßt."

Werner war leichenblaß geworden. So schwer hatte ihn noch Niemand beleidigt; aber mit aller Kraft zur Ruhe zwingend, antwortete er: „Meine Eltern sind in Zittau ansäßige, ehrenwerthe Leute, die mir, obgleich mit Glücksgütern wenig gesegnet, eine gute Erziehung haben zu Theil werden lassen. Meine Lehrzeit als Gärtner habe ich bei einem wackeren Meister in Schlesien durchgemacht und dann mehrere Jahre in einer Gärtnerei in Warschau gearbeitet. Das ist mein schlichter Lebenslauf. Wenn ich Ihnen zu gering bin, so muß ich freilich auf Clementine verzichten. Damit wird aber nicht nur mein, sondern auch das Lebensglück Ihres Kindes zerstört, was ich Sie noch einmal zu bedenken bitte. Wollen Sie Ihre Tochter um äußerer Glücksgüter willen zu einem verhaßten Ehebunde mit einem Andern zwingen, so—"

„Behaltet Eure Weisheit für Euch", unterbrach ihn der Alte heftig. „Ihr wißt, was ich gesagt habe, und damit basta. Gott befohlen, Monsieur Werner!"

Diese schroffe Abweisung schnitt jedes weitere Wort ab und stumm verließ der junge Mann das Gemach. Als er draußen den Corridor hinunterging, fühlte er plötzlich von zwei weichen Armen seinen Hals umschlungen und Clementinens thränenfeuchte Augen schauten ihm in's Antlitz.

„Was sagte mein Vater?" flüsterte sie angstvoll, „hat er Dich angehört? Ist Hoffnung für uns?"

„Ach, Alles ist verloren!" seufzte Werner, die Geliebte an sich drückend, „und meines Bleibens kann hier nicht länger sein. Noch heute bitte ich den Hofgärtner um meine Entlassung."

„So willst Du fort? O, ich ertrag' es nicht!" schluchzte Clementine.

„Halte Dich aufrecht, Geliebte. Wandere ich auch jetzt von dannen, mein Herz bleibt stets bei Dir und auch Du wirst mir treu bleiben, davon bin ich überzeugt, bis einst bessere Zeiten für uns anbrechen."

„Das werde ich, ich schwöre es Dir. Aber meine Hoffnung auf bessere Zeiten ist gering; der Vater scheint unbeugsam."

„Fasse Muth, treues Ausharren muß uns doch einst zum Ziele führen," tröstete Werner. „Erwarte mich heute Abend um sieben Uhr hinter dem Bosquet am neuen Gewächshause, damit ich Dir noch einmal Lebewohl sagen kann. Bis dahin behüt' Dich Gott."

Er löste sanft ihre Arme von seinem Halse, drückte einen Kuß auf ihre Lippen und schritt schnell den Korridor hinab. Das Herz klopfte ihm stürmisch, er hatte Mühe, seinen Schmerz von einem lauten Ausbruch zurückzuhalten. Doch er hielt sich tapfer. Nicht so Clementine. Als der Geliebte ihrem Auge entschwunden, lief sie auf ihr Zimmer und gab sich dem vollen Ausbruch ihres Jammers hin. — —

Der Abend senkte sich auf das Elbthal und Schloß Pillnitz herab, ein kalter Nordwind rauschte durch die hohen Bäume der Alleen und bald war das Schloß und seine Umgebung in Dunkel gehüllt. Wie verödet war der lange Bau; nur aus einigen Fenstern des obern Stocks, den der König bewohnte, und des Erdgeschosses, welche die Bediensteten des Hofes inne hatten, schimmerten Lichtstreifen heraus und fielen auf die entblätterten Baumstämme des Parks, der völlig menschenleer war.

Doch nein! Dort bewegte sich eine Männergestalt vom neuen Gewächshaus nach dem großen Bosquet zu, und kaum war der nächtliche Wanderer hinter dem Bosquet angelangt, als eine Frauengestalt auf ihn zueilte und sich in seine Arme warf.

„Gott sei Dank, daß ich Dich finde. Was habe ich schon für Angst ausgestanden, Du könntest verhindert sein, zu kommen."

„Armes Kind," versetzte der Mann, „Du bist ja ganz außer Dir. Und in solchem Gemüthszustande muß ich Dich verlassen!"

„Ist Dein Fortgehen unwiderruflich, Werner. Mir ist's immer, als könnte ich Dich nicht von mir lassen und als würden wir, einstmal getrennt, uns nie wiedersehen. O, bleib noch, warte ab, ob sich der Sinn meines Vaters nicht ändert, ob—" sie schrak zusammen und schwieg. Es war, als wenn drüben an der anderen Seite des Bosquets das welke Laub unter Tritten geraschelt hätte.

Beide traten dicht hinter einen Taxusbaum und lauschten. Sie sollten nicht lange in Ungewißheit über die Natur des Geräusches bleiben, denn wenige Sekunden später schritten zwei in Mäntel gehüllte Männer vorsichtig an ihnen vorüber, dem Schlosse zu. Da wurde plötzlich im Schlosse laut gesprochen und die Thür geöffnet — wahrscheinlich trat ein Lakai irgend einer Besorgung wegen in's Freie—und die beiden vermummten Männer sprangen schnell, um sich zu verbergen, in das Bosquet. Nur wenige Schritte von den Liebenden entfernt drückten sie sich in das Gebüsch.

Beide sprachen hastig und gedämpft mit einander. Anfangs vernahm Werner wohl die Laute, ohne jedoch die Worte zu verstehen, bald aber erkannte er: die unheimlichen Gäste sprachen polnisch. Was wollen sie, was beabsichtigten sie hier? Werner, der während seines früheren Aufenthaltes in Warschau jene Sprache gelernt hatte, lauschte angestrengt.

„Das weiß ich ganz genau," sagte der Eine, nach seiner tiefen Stimme zu urtheilen, der Aeltere, „dort drüben ist das kleine Portal, aus dem er heraustritt, wenn er nach der Tafel seine gewöhnliche Spazierfahrt unternimmt. Wenn man sich hinter dem Bosquet gedeckt hält, kann man ihm bis auf zehn Schritte nahe kommen."

„Dann sind wir unserer Sache so gut wie sicher," versetzte der Andere, „denn auf zehn Schritte treffe ich den Punkt über dem i."

„Und wenn ich hinter dem kleinen Pförtchen dort die Pferde bereit halte, so kannst Du sicher entfliehen, denn ohne Zweifel wird man sich in der ersten Verwirrung nach dem Schuß gar nicht um Dich bekümmern, sondern Alles wird dem König zu Hülfe eilen."

Werner zuckte zusammen. Jetzt wußte er, was die beiden Polen im Schilde führten.

Auf das Leben des Königs hatten sie es abgesehen und sie orientirten sich jetzt, um das Attentat so sicher als möglich ausführen zu können. Ein Glück, daß Clementine nichts von dem Gesprochenen verstand, sie würde sonst schwerlich ihre Aufregung haben bemeistern können.

„Wir müssen noch heute Romansky benachrichtigen," nahm der Eine der Polen wieder das Wort, „damit er Pferde zum Wechseln auf der ganzen Strecke bis Hamburg bereit hält. Du bist dann sicher, nicht eingeholt zu werden, und das englische Schiff erwartet nur Deine Ankunft, um sofort unter Segel zu gehen. Hier nimm den Brief, er enthält genau die Route, die Du nach Hamburg einschlagen mußt und wird Dich auch dem englischen Kapitän gegenüber legitimiren. Wenn dann in Warschau die neue Königswahl vollzogen und unser Vetter Demetrius auf den Thron gelangt ist, kehrst Du zurück und es wird an Belohnung für uns nicht fehlen."

Bei diesen Worten hatte er einen Brief hervorgezogen und ihn seinem Begleiter überreicht, der ihn in die hintere Rocktasche stecken wollte, dieselbe aber verfehlte und, ohne es zu merken, das Schriftstück auf den Boden fallen ließ.

Gleich darauf erhoben sich die Männer, um sich zu entfernen. Werner, der Alles gehört, auch das Niederfallen des Briefes bemerkt hatte, zitterte vor Begierde, sich des wichtigen Schriftstückes zu bemächtigen. Kaum hatten die Verschwörer das Bosquet verlassen, als er sich auf den Brief stürzte. So leise er aber auch seine Bewegung auszuführen versuchte, die Aufregung hatte ihn die nöthige Behutsamkeit vergessen lassen. Ein trockener Zweig zerbrach unter seinem Fuße und im Nu drehten sich die beiden Polen um.

„Jesus Maria! Wir sind verrathen!" stieß der Aeltere hervor, während er wie ein Tiger auf Werner zusprang, der, den Brief in der Hand, nach dem Gewächshause zu entkommen suchte. Allein der jüngere Pole warf sich ihm in den Weg. In dieser verzweifelten Lage tönte plötzlich Clementinens angstvolle Stimme hilferufend durch die Nacht. Das junge Mädchen begriff von dem ganzen Vorgang nur soviel, daß ihrem Geliebten Gefahr drohe und ließ, so laut sie es vermochte, ihren Hilferuf erschallen.

Die Polen stutzten, im nächsten Augenblick war Werner mit einem schnellen Seitensprung an dem jüngeren Polen vorüber. Er glaubte sich gerettet; da knallten zwei Schüsse hinter ihm, er fühlte einen stechenden Schmerz im linken Oberarm, rannte aufschreiend noch ein Dutzend Schritte weiter, dann wurde es ihm schwarz vor den Augen, er taumelte und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Aber schon waren durch das Geschrei und die Schüsse die Bewohner des Schlosses alarmirt worden. Die Thüren flogen auf, eine Anzahl Diener stürzte mit Lichtern heraus und die Polen, einsehend, daß ihre Sache verloren sei, suchten eilig ihr Heil in der Flucht. Der Verwundete wurde aufgehoben und die Verfolgung der Verbrecher versucht, welchen es jedoch im Schutz der Dunkelheit gelang, zu entkommen. Werner erwachte, nachdem er von der geschickten Hand des Leibarztes verbunden worden, bald aus seiner Ohnmacht und vermochte nun über das Vorgefallene, das Allen noch immer ein Räthsel war, zu berichten, sowie den verhängnißvollen Brief, den er krampfhaft in der Rechten festgehalten, vorzuweisen.

Aus dem Schriftstück ergab sich unwiderleglich, daß es auf ein Attentat gegen den König und eine Empörung des polnischen Adels abgesehen war. Es wurden daher schleunigst alle Maßregeln getroffen, die drei Hauptschuldigen, die beiden Grafen Solensky—es waren die Beiden, welche Werner belauscht hatte—und den Grafen Romansky ausfindig zu machen. Man fand die Hochverräther schon am nächsten Tage in einem Dorfe bei Dresden versteckt, transportirte sie in Ketten nach der Hauptstadt, und das Gericht verurtheilte sie zu lebenslänglichem Kerker auf der Festung Königsstein. Romansky und der ältere Solensky starben dort bereits nach wenigen Jahren, der jüngere Solensky aber hat über vierzig Jahre auf der Bergveste an der Elbe zugebracht.

Werner genas unter der Pflege Clementinens sehr bald von seiner Wunde. Der König beschenkte ihn schon am nächsten Tage nach dem eben erzählten Vorfall mit einer Summe Geldes und ernannte ihn nach seiner Genesung zum Hofgärtner von Pillnitz, da der bisherige Hofgärtner seines Alters wegen schon wiederholt um seine Pensionirung nachgesucht hatte.

Es war nur natürlich, daß unter so bewandten Umständen auch der Hofsilberbewahrer, Herr Christian Birklaub, andere Saiten aufzog. Als Werner abermals bei ihm anklopfte, rief er gar freudig „Herein!", reichte ihm die Hand und versicherte, daß er einem so wackeren jungen Manne, der seinem Könige das Leben gerettet habe, von Herzen gern das Lebensglück seiner Tochter anvertrauen wolle.

Darauf gab es alsbald in Pillnitz eine fröhliche Hochzeit, und Clementine wurde ihrem Gatten eine liebevolle, bescheidene und fleißige Hausfrau. Der neue Hofgärtner verwaltete sein Amt zur größten Zufriedenheit seines königlichen Herrn. Er führte verschiedene geschmackvolle Parkanlagen aus, legte eine große Baumschule an, beförderte besonders die Obstbaumzucht und unterwies viele junge Leute darin. Er hat sich um die damals noch sehr vernachlässigte Pflege des Obstbaumes in ganz Sachsen so verdient gemacht, daß auch heute noch sein Name von den dortigen Gärtnern mit Achtung genannt zu werden verdient.

Traum.

Mir träumt', der Himmel sammt der Erd
Sollt' eine Bowle sein;
Dazwischen flöß das weite Meer
Und sei von lauter Wein.

Die Sonn' sei eine Apfelsin'
In üppig goldner Gluth,
Und stiege selbst herab, und eint'
Sich mit dem Traubenblut.

Drauf hätt' ich von dem Firmament
Den Mond herabgespießt,
Der hätt' als großer Zuckerhut
Mir das Getränk versüßt.

Und als der Stoff beisammen war,
Hätt' ich mich hingesetzt,
Und mit manch ungeheurem Zug
Mein durstig Herz geletzt.

Und hätt' nicht eher aufgehört,
Bis daß die Bowle leer;
Und was dann das Merkwürdigste
Dabei gewesen wär:

„Daß Niemand nach der Zeche mich
Für solchen Trunk gefragt,
Und daß am andern Morgen auch
Kein Kopfweh mich geplagt!!"

Ermahnung.

Richter: Ich mache Sie aufmerksam, daß Sie die Wahrheit zu sagen haben—Sie könnten sonst zu einer Freiheitsstrafe verurtheil